

Unverkäufliche Leseprobe



**Ariana Harwicz**  
**Stirb doch, Liebling**

2019.126 S.  
ISBN 978-3-406-73445-8

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/26464784>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Ariana Harwicz

*Stirb doch, Liebling*

Roman

Aus dem Spanischen  
von Dagmar Ploetz

C. H. Beck

Titel der spanischen Ausgabe:

Matate, Amor

Copyright © Ariana Harwicz, 2012, published in arrangement with

Literary Agency Michael Gaeb, Berlin

Erschienen bei © elefante, Santiago de Chile 2018

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

Umschlaggestaltung: Konstanze Berner, München

Umschlagabbildung: Otto Marseus van Schrieck (1619/20–1678):

«Waldboden mit Distel und Schlange», undat., Öl auf Leinwand,

Schwerin, Staatliches Museum © akg-images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 73445-8

*www.chbeck.de*

ICH LEGTE MICH AUF DAS GRAS zwischen umgestürzten Bäumen, und die Sonne, die auf meiner Handfläche brannte, gab mir das Gefühl, ein Messer zu halten – ein flinker Schnitt in die Halsschlagader, und ich werde verbluten. Hinter mir, vor der Kulisse eines leicht heruntergekommenen Hauses, hörte ich die Stimmen von meinem Sohn und meinem Mann. Beide nackt, planschten sie in dem blauen Plastikbecken, das Wasser bei fünfunddreißig Grad. Es war der Sonntag vor einem Feiertag. Ich lag wenige Schritte von ihnen entfernt, im Gestrüpp versteckt. Ich belauerte sie. Wie konnte es sein, dass ich, eine schwache, gestörte Frau, die von einem Messer in der Hand träumte, Mutter und Ehefrau dieser beiden Wesen war? Was würde ich tun? Ich verbarg meinen Körper, presste mich in die Erde. Töten würde ich sie nicht. Ich ließ das Messer fallen. Ging die Wäsche aufhängen, als ob nichts sei. Klammerte die Socken meines Kleinen und meines Mannes ordentlich fest. Die Unterhosen und die Hemden. Ich sah mich als harmlose Landfrau, die Wäsche aufhängt und sich die Hände am Rock trocknet, bevor sie in die Küche geht. Sie haben nichts gemerkt. Das Wäscheaufhängen war ein Erfolg. Ich legte mich wieder zwischen die Baumstämme. Es wird bereits das Holz für die nächste Saison gefällt. Die Menschen hier bereiten sich wie die Tiere auf den Winter vor. Nichts unterscheidet die einen von den anderen. Sogar ich, gebildet und studiert, bin tiefer als diese todgeweihten Füchse mit dem rot eingefärb-

ten Kopf und einem Stock, der ihr Maul sperrangelweit öffnet. Ein paar Kilometer weiter hat mein Nachbar Frank, der erste von sieben Brüdern, sich letztes Weihnachten mit dem Jagdgewehr einen Schuss in den Hintern gesetzt. Eine feine Überraschung für die Schar seiner Sprösslinge. Der Typ hat die Tradition fortgesetzt. Selbstmord mit dem Jagdgewehr beim Ururgroßvater, beim Urgroßvater, Großvater und Vater; das Mindeste, was man sagen konnte: Er war an der Reihe. Und ich? Eine normale Frau, aus einer normalen Familie, aber exzentrisch, vom Weg abgekommen. Mutter eines Kindes und, wer weiß das jetzt schon, mit einem weiteren unterwegs. Vorsichtig schob ich meine Hand in die Unterhose. Und ausgerechnet ich soll über die Erziehung meines Sohnes wachen. Mein Mann ruft mich zu einem Bierchen in die Pergola, fragt, ob dunkel oder hell. Das Baby hat sich offenbar vollgeschissen, und ich muss ihm eine Torte zum Monatstag kaufen. Bestimmt backen andere Mütter die selbst. Sechs Monate, sagen sie, ist nicht dasselbe wie fünf oder sieben. Immer, wenn ich das Kind anschau, erinnere ich meinen Mann hinter mir, wie er fast auf meinem Rücken abspritzt, als ihm plötzlich einfällt, mich umzudrehen und einzudringen, in letzter Sekunde. Hätte er nicht diese Eingebung gehabt, hätte ich die Beine zusammengepresst, hätte ich mir seinen Schwanz gegriffen, müsste ich jetzt nicht zur Bäckerei gehen, um Kerzchen und eine Creme- oder Schokoladentorte zu kaufen. Schon ein halbes Jahr. Die anderen sagen gleich nach dem Gebären, ich kann mir mein Leben ohne das Kind nicht mehr vorstellen, als wäre es schon immer da gewesen. Pfff. Ich komm schon, Liebling! Ich möchte schreien, versinke aber noch tiefer in der rissigen Erde. Ich möchte knurren, blöken, lasse mich stattdessen von

den Mücken stechen, die sich an meiner zuckrigen Haut laben. Die Sonne wirft den silbrigen Reflex des Messers in meiner Hand zurück und blendet mich. Der Himmel ist rot, violett, zittert. Ich höre, wie sie mich suchen, das vollgeschissene Baby, mein nackter Mann. Ma-ma, ta-ta, kak-ka. Mein Baby spricht, die ganze Nacht durch. Co-co-na-na-ba-ba. Da sind sie. Ich lasse das Messer auf der versengten Wiese liegen, ich hoffe, dass es, wenn ich es finde, nach einem Seziermesser, einer Feder, einer Nadel aussieht. Erhitzt stehe ich auf, gestört von dem Kribbeln zwischen meinen Beinen. Hell oder dunkel? Was du willst, Liebling. Wir gehören zu diesen Paaren, die das Wort «Liebling» mechanisch verwenden, selbst wenn sie sich hassen: Ich will dich nicht mehr sehen, Liebling. Bring mir ein Helles, sage ich mit meinem Akzent. Ich komm schon, sage ich, und bin eine falsche Frau vom Lande mit einem roten, gepunkteten Rock und gespleißtem Haar. Und ich bin eine Frau, die sich gehen lässt, Karies hat und nicht mehr liest. Lies doch, du Idiotin, sage ich mir, lies einen Satz flüssig herunter. Hier sitzen wir drei zusammen, für ein Familienfoto. Lass uns auf das Glück des Babys anstoßen, und wir trinken unser Bier, auf seinem Stühlchen kaut mein Sohn an einem Blatt. Ich fahre ihm mit den Fingern in den Mund, und er kreischt, beißt mich mit seinem zahnlosen Kiefer. Mein Mann will einen Baum pflanzen, auf dass das Baby ein langes Leben hat, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, und grinse wie eine dumme Gans. Merkt er was? Bei all den schönen und gesunden Frauen in der Gegend hat er sich ausgerechnet mit mir eingelassen. Ein klinischer Fall. Eine Ausländerin. Eine, die man als hoffnungslos einstufen müsste. Was für ein schwüler Tag, nicht?, scheint noch länger so zu bleiben, sagt er. Ich

trinke in langen Schlucken aus der Flasche, atme durch die Nase und wäre, genau das, am liebsten tot.

ICH SITZE BEIM KIND im Zimmer, beleuchtet von einer kleinen hellblauen Lampe, ich sehe meinen Nippel, der es mit jedem Saugen stillt. Mein Mann, ich habe mich dran gewöhnt, ihn so zu nennen, raucht draußen, ich höre, wie er in einem regelmäßigen Rhythmus den Rauch ausstößt, fffff, fffff. Das Baby verschluckt sich an meiner Milch, ich lege es über meine Schulter, damit es aufstößt, diese in seinem Magen gefangene Luft freilässt, Luft aus meiner Milch, Luft aus meiner Brust, Luft aus meinem Inneren. Nach dem Bäuerchen wird der Kleine zum toten Gewicht, die Hände baumeln, die Lider werden schwer, sein Atem verlangsamt sich. Ich lege ihn in meinen Schal gekrallt hin, und während ich ihn einwickle, Isadora Duncan. Wer hat was für ein Leben? In welchem Körper bist du? Ich höre nicht mehr den Rauch zwischen den Zähnen meines Ehemanns. Ich werfe die schwere Windel weg. Gehe auf die Glasfront zu, spiele wie immer, dass ich sie durchschreite und mich ganz zerschneide, will wie immer meinen eigenen Schatten kreuzen. Kurz vor dem Aufprall mache ich halt, öffne die Schiebetür. Draußen pisst mein Mann einen satten, matefarbenen Strahl, ich sehe, wie die warmen gelblichen Tropfen auf dem Wellblech der Garage einen Wasserfall nachzeichnen. Er dreht sich um, lächelt mich an, das schlaffe Geschlecht in den Händen, aus dem es immer noch strömt,

und er löscht die Zigarette, die in seinem Mund steckt, mit seiner Pisskaskade. Wollen wir Sterne gucken? Ich hab ihm nie klarmachen können, dass mich Sterne nicht interessieren. Was am Himmel ist, interessiert mich nicht. Sein Teleskop, das er jetzt mühsam zum Ende des Grundstücks, kurz vor den Abhang zum Wald schleppt, lässt mich kalt. Ich möchte die Sterne nicht zählen, nicht ihre Formen entdecken, nicht wissen, welcher am hellsten strahlt, warum sie der Gürtel des Orion heißen oder die Perlenkette oder der Große Wagen. Er richtet sein dreibeiniges Juwel auf. Mein Mann ist ein begeisterungsfähiger Typ. Siehst du die Perlenkette? Ja, Schatz. Schau dir diese leuchtenden, zitternden Punkte an, ist das nicht ein Augenschmaus? So winzig, und in Wahrheit sind es riesige Massen. Nein, dachte ich, ich mag keine Verzerrungen. Weder optische, noch akustische, noch sensorische, auch nicht olfaktorische oder zerebrale, ich mag nicht die dunklen Objekte am Himmel. Mich erfüllen sie mit Energie, sagt er. Schau dir dieses Sternbild an und versuch mal, von einem Stern zum anderen zu springen, als ob du über ein Brückchen aus beweglichen Stämmen läufst ... Und schau dir dieses Gesicht an, wie ein Totenkopf! Sein Überschwang tut mir weh. Er legt den Arm um meine Schulter. Seit Monaten umarmen wir uns nicht. Wir halten uns auch nicht an der Hand, wir schieben das Wägelchen oder heben das Baby hoch. Siehst du den Großen und den Kleinen Wagen? Ja, klar, sage ich und umarme ihn, aber mein Blick bleibt am sternenlosen Loch hängen, an der Abwesenheit von Licht. Die Herausforderung des dunklen Himmels über uns, in jedweder Nacht ... Eine Sternschnuppe!, schreit er und lässt mich vor Erregung los. Ich habe sie nicht gesehen. Man muss aufmerksam sein, man kann sie



nur sehen, wenn sie nah an der Sonne sind, und nur für eine kurze Zeitspanne. Hast du ihre Bahn verfolgt?, fragt er irritiert. Sogleich zündete er sich eine Zigarette an. Man muss sich am Himmel zurechtfinden können. Schau auf diese Sternengruppe, verfolge eine imaginäre Linie, siehst du? Das ist nicht schwieriger, als eine Straßenkarte zu lesen, da folgt man der eingepprägten Linie, um nicht im Meer zu landen. Ich meinte, das Kind weinen zu hören, aber ich höre es jede Nacht weinen, und wenn ich zu ihm gehe, herrscht totale Stille, als wäre ein Fragment seines Weinens aufgenommen und selbsttätig abgespielt worden. Aber manchmal höre ich nichts. Ich sitze auf dem Sofa, wenige Meter von seinem Zimmer entfernt, schaue eine Sendung über Partnertausch, Nannys nach Maß oder lackiere mir die Nägel, und mein Liebster erscheint mit der Unterhose auf Halbmast und sagt: Warum weint es dauernd? Was hat es denn? Du bist die Mutter, du musst das wissen. Ich weiß nicht, was es hat, sage ich, keine Ahnung ... Entspannt dich der Mond nicht? Komm zur Linse, schau ihn dir heute an, denn morgen ist er nicht mehr derselbe, diese grauen Krater, ich könnte ihn verspachteln – oder rauchen! Ich schaute auf den Mond, erinnerte mich aber an das Weinen, mein Körper sonderte sich ab, voller Ungeduld, das Weinen sollte aufhören. Die Ratschläge, die mir die junge Sozialarbeiterin gab, nachdem meine Schwiegermutter sie besorgt gerufen hatte: «Wenn dein Kind so sehr schreit, dass deine Standhaftigkeit auf dem Spiel steht und du spürst, gleich verlierst du die Kontrolle, dann lauf weg. Übergib das Kind einer anderen Person und eile an einen Ort, wo du Fassung und Ruhe wiedererlangen kannst. Wenn du aber allein bist und keiner da ist, dem du das Kind geben könntest, lauf trotzdem weg. Lass

das Kind an einem sicheren Platz und entferne dich ein paar Meter. Es müsste auch hierzulande diese Gesundheitsbetriebe geben, bäuerliche Frauen, die der Verstopfung deines Typen und dem launischen Greinen des Babys ein Ende bereiten, zu ein und demselben Preis. Ich wäre so gern auf der Apollo gewesen, hörst du mir zu?, oder auf irgendeiner anderen Weltraummission ..., hörst du? In der Apollo sitzen und sehen, wie die Erde sich entfernt ... Pssst! Weint es? Wo hörst du es weinen? Ich spreche vom Mond! Der Mond ist wie du, er versteckt sich gern, sagt mein Mann, und ich denke daran, wie ich das Baby herumtrage, Stunde um Stunde, mit wechselnder Choreografie, von der Erschöpfung zum Schreien, vom Schreien zur Erschöpfung, denke an dieses wilde Tier, das ein Kind ist, daran, dass man für immer sein Herz in diesem anderen trägt. Bis er genug hatte, das Teleskop zusammenklappte und in die Garage trug, wo er es bei seinem Werkzeug, dem Traktor meines Schwiegervaters, dem Kanu mit den Rudern, verwahrte. Das Babylein, wie meine Schwiegereltern es nennen, weinte nicht, es war so still in seinem Zimmer, dass ich das Kind berühren musste, um sicher zu sein, dass es lebte. Dann kehrte ich ins Wohnzimmer mit der Glastür zurück, ging geradewegs auf den Lichtreflex zu, und, kurz bevor er mich durchschnitt, öffnete ich sie. Mein Mann rauchte wieder eine, er hatte sein zweites Päckchen angebrochen, während er gleichermaßen mich und den Mond beschimpfte. Ich sah, wie sein Rauch ihn umschnürte und war eingeschüchtert. Das Aggressivste, was er in sieben Jahren zu mir gesagt hat, war: «Lass dich untersuchen.» Im ersten Monat unserer Liebe hatte ich zu ihm gesagt: «Rechne mit deinem Tod.» Wir standen nebeneinander im Tau, das nasse Gras färbte

uns grün. Die Füße wässrig. Die von den Maulwürfen aufgewühlte Erde bildete Krater. Er schaute jetzt nicht mehr nach oben, ich erst recht nicht. Trotzdem schien es mir, als kreuze eine Sternschnuppe über uns, kurz wie alles. Dann ging jeder in sein Bett schlafen. Ich habe mich bereits daran gewöhnt, allein und quer liegend in diesem Haus zu schlafen, das früher ein Melkstall war, was immer das bedeuten mag. Dies und das bildet eine Familie, stieß ich aus, während mir die Augen zufließen.

WENN MEIN MANN AUF REISEN GEHT, folgt jeder Sekunde Stille eine Horde von Dämonen, die sich in mein Hirn einschleichen. Eine Ratte springt über das durchsichtige Dach. Die Verrückte scheint sich zu amüsieren. Ständig gehe ich gucken, ob das Baby noch atmet. Ich tippe es an, ob es reagiert, ich decke es auf, lege es in eine andere Position, ich leuchte es an, hebe es hoch, wir befinden uns noch in der Phase des plötzlichen Kindstodes. Dann beherrsche ich mich, mach mir ein Sandwich und setz mich vor den Fernseher. Doch sogleich das Achch, Achch einer Eule, dieser genitale, willenlos erotische Ruf versetzt mich in Schrecken. Ich mache den Fernseher aus. Ich stell mir die Tiere bei einer Orgie vor, ein Hirsch, eine Ratte und ein Wildschwein. Ich lache, doch gleich darauf macht mir das vermischte Viehzeug Angst. Die Pfoten, Flügel, Schwänze und Schuppen ineinandergemengt bei der Jagd nach Lust. Wie ejakuliert ein Wildschwein? Ich höre er-

neut das Achch, Achch, wie ein Erdrosseln, Achch, Achch, wie ein heiseres, katzenhaftes Gurgeln, das aus dem krummen Schnabel der Eule kommt. Durch die Glastüre im Wohnzimmer sehe ich im Hintergrund den alten Wohnwagen. Ich weiß nicht, warum dieser Wohnwagen, der uns so oft mitten auf der Fahrt im Stich gelassen hat, verhext ist. Inzwischen hat er reichlich Rost angesetzt, aber mein Kerl sagt, dass er noch so manchen Kilometer schafft und wir zu dritt ans Meer fahren könnten. Ich fürchte, er könnte kippen und das Baby umbringen. Zu zweit das Baby umbringen. Zwischen zwei und vier Uhr morgens wird es am schlimmsten, später lässt es nach, und ich mache mir wieder etwas zu essen. Aber zwischen zwei und vier Uhr morgens möchte ich mich schütteln. Ich sehe, wie der Riegel sich von selbst öffnet. Ich sehe mich zum Wald gehen und den Kinderwagen bergab rollen lassen. Achch, Achch, zum Glück klingelt das Telefon. Liebling, wo bist du jetzt? Noch zweihundertachtzig Kilometer? Ah, du hast das Menü bei McDonalds gegessen? Und dann getankt? O.k. ruf mich von der nächsten Station an. Küsschen, Küsschen. Die kurzen Anrufe von der Strecke unterbrechen meinen Wahn. Ich sehe wieder nach, ob mein Baby schläft. Ich lege ihm all seine Püppchen ins Bett, in der Reihenfolge ihres Erscheinens. Wird mein geliebter Gatte mit einer Angestellten vom AutoMc in einem schäbigen Hotel absteigen? Ich gehe barfuß durchs Haus. Ich will in einem Buch blättern. Mein Regal steht voll mit ungelesenen Büchern, die ich mir für die Schwangerschaft gekauft habe. Am Ende bin ich nicht gut im Bett, er weiß es, sage ich mir unvermittelt. Deshalb wird er in eine Autobahnabsteige mit der ungebildeten Kellnerin gegangen sein, die zwischen abblätternen Wänden besser auf ihm herum-

springt als ich. Ich denke lieber an Sex, als ihn zu praktizieren. Ich war schon immer gut in Theorie und bin bei der Praxis durchgefallen, deshalb kann ich nicht Auto fahren, kenne aber die Verkehrsregeln auswendig. Ich versuche, mich auf Virginia Woolf, ein Geschenk meines Mannes, zu konzentrieren, habe aber zu viel Milch. Warum schläft es so lange? Warum wird es nicht lebendig? Der Tod eines Kindes ist Science-Fiction. Ich schaue nach ihm. Ich trete aus dem Haus, ein roter Ferrari rast vorbei. Ich bleibe am Eingang stehen, das Handy in der Hand. Es heißt, die Strahlen sind krebserregend. Meine Hand ist im finalen Stadium. Jetzt müsste er bald anrufen, das macht er immer, wenn er die nächste Station erreicht. Bei Melisa, meiner Nachbarin, der ledigen Frau mit den zwei Kindern, steht ein Fenster offen, das Licht brennt. Sie scheint zu weinen oder zu stöhnen. Sie verdient ihren Lebensunterhalt damit, den Arsch zu zeigen, ein Mann an irgendeinem Ort wird mit ihr chatten: «Oh, mein Gott, wie himmlisch!», und wird zahlen, um weiter ihren Spalt zu sehen. Warum klingelt das Telefon nicht? Der Kunde wird sie lecken wollen, sie schmiert sich ein, der Typ saugt in seinem zentral gelegenen Apartment am Monitor. Ich schau auf den gegenüber angebundenen kleinen Hund, eine Promenadenmischung, er streckt mir die Zunge raus. Es klingelt! Liebling ... Haallo! Hallooo! Trinkst du einen Kaffee aus dem Automaten? Was hast du gegessen? Na gut, ich bleibe auch wach und warte auf dich, Tschüs. Küsschen, Küsschen. Alles klar, er hat angerufen. Ich hab so geklungen, wie man klingen muss. Ich habe dasselbe wie immer gefragt, was hast du gegessen? Warum fragen wir Frauen unsere Männer, was hast du gegessen? Was zum Teufel wollen wir wissen, wenn wir fragen, was hast du gegessen? Ob sie gefickt haben? Ob sie

unglücklich mit uns sind? Ob sie uns verlassen wollen, wenn sie sagen, sie gehen ein Eis essen? Den Brennesseln ausweichend gehe ich hinunter zum Wald. Zu einer bestimmten Stunde erscheint dort ein Hirsch, der mich auf eine brutale Weise anblickt, wie mich noch nie jemand angesehen hat. Ich würde ihn umarmen, wenn das möglich wäre. Später schaffte ich es, ein paar Seiten zu lesen, seit der Schwangerschaft lese ich immer langsamer und bleibe stecken. Aber was ist denn dieses stoßweise Stöhnen, ein Seufzerchen? Die Nachbarin mit dem rot gefärbten Haar, die ihr Loch vorführt, oder der läufige Hund? Auf meinen Ehemann zu warten ist eine Qual. Ich sollte ihm etwas gekocht haben, wenn er ankommt, aber ich weiß nicht. Immer erzählt er dieselbe Anekdote. Als meine Schwiegereltern einmal kamen, um den Tag mit uns zu verbringen, hatte ich zu Mittag gekocht. Das Menü: Reiskroketten mit Reis. Und alle lachen über mich. Nicht alle, das Baby nicht. Doch bevor es das Baby gab, lachten alle. Lauthals. Manchmal wünsche ich, dass es weint, damit ich mich ohne Schuldgefühl zu ihm legen und meine Titten entladen kann. An den Tagen ohne meinen Mann bin ich aggressiv. Ich greife die Schwachen an, die dicke Krankenschwester etwa, die meinem kranken Nachbarn gerinnungshemmende Spritzen gibt. Die Frau fährt jeden Morgen punkt sieben in ihrem kleinen weißen Auto vor. Ich habe nie einen anderen Bewegungsablauf bei ihr gesehen. Sie stellt den Motor ab, steigt aus dem Auto und marschiert zu dem Haus, wie es an einem abgelegenen Ort wie diesem nur öffentliche Angestellte oder mobile Krankenschwestern machen können. Heute habe ich um sieben den Müll rausgebracht und ihr im Vorbeigehen einen abschätzigen Blick zugeworfen. Sie grüßte wie ein zivilisierter

Mensch, und ich knurrte, wurde laut und ging ein paar Schritte auf sie zu, bereit, handgreiflich zu werden. Und sie wurde klein. Die arme Dicke, sicher dachte sie, ich komme aus einem kriegsgeschüttelten Land. Ich war ungekämmt, trug ein T-Shirt von meinem Mann aus der Zeit, als er Basketball spielte, in dem mein Körper aussah, wie er nicht ist. Wahrscheinlich dachte sie, ich würde ihr per Kopfstoß die Zähne ausschlagen. Ängstlich ging sie in das Haus des Kranken, um ihn mit Alkohol abzureiben und die Spritze zu geben. Ich werde überheblich bei den Kassiererinnen im Supermarkt, den Pizzalieferanten und den Maniküren. Ich schrei sie in aller Öffentlichkeit an, mache gern Krawall, demütige sie, zeige ihnen, was für Angsthasen sie sind. Denn das sind sie, Feiglinge, wie kommt es, dass keiner zuschlägt, wie kommt es, dass keiner mich von der Polizei abführen lässt? Es ist sonnenklar, dass sie im Recht sind, dass ich diejenige bin, die Ärger sucht, während sie nur ihre Arbeit tun und niemanden belästigen. An den Tagen, an denen mein Mann auf Reisen ist, setze ich, bei sommerlicher Hitze, ein Plastikbaby auf den Rücksitz. Ich habe meinen Spaß daran, zu beobachten, wie viele Nachbarn oder Staatsbedienstete in Aufregung geraten. Ich freue mich daran, wie sie als gute Mitbürger reagieren, Helden, die das Autofenster zer schlagen wollen, um das Kindchen vorm Erstickungstod zu retten. Es macht mir Laune, den Feuerwehrwagen mit schrillender Sirene ins Dorf fahren zu sehen. Alles Unterbelichtete. Und wenn ich bei gefühlten vierzig Grad mein Baby im Auto lassen will, dann tu ich das. Und sie sollen mir nicht damit kommen, dass das kriminell ist. Wenn ich mich fürs Kriminelle entscheide, wenn ich eine der vielen sein will, die ihr Baby in die Tiefkühltruhe stecken, dann tu ich das. Wenn ich

fliehen oder für zwanzig Jahre ins Gefängnis will, so ist auch das eine Möglichkeit. Neulich hat meine kleine blonde Nachbarin der Krankenschwester erzählt, dass im Dorf, aber auf der anderen Seite des Flusses, ein Kerl ein kleines Mädchen «sexuell missbraucht» habe. Und das Gespräch plätscherte weiter, als ob nichts wäre. Nur eine wie ich konnte zum Aufziehen ihres Sohnes einen Ort mit dieser Fauna Acid konsumierender Punkrock-Fans wählen, deren blaue Flecken hier und dort von zufälligen Stürzen und den Gemeinplätzen der Selbstzerstörung zeugen. Ich meine, wenn dein Mann oder dein Vater dich prügelt, gilt es, das anzunehmen. Man sollte diese Leute anknurren, statt Guten Tag zu sagen. Verkommenes Pack. Das Geplapper oder besser der Solipsismus, den ich mir angewöhnt habe, hat Früchte getragen. Da höre ich den Motor meines Mannes. An die Eingangstür und lächeln. Da kommt er, er fährt das Auto herein ..., ein Manöver, bei dem er einem Stein ausweichen muss, ich tripple hin und her, bin ungeduldig, er soll aussteigen und mich küssen, ich will den Tabakgeruch in seinem Schnurrbart riechen. Wir küssen uns. Wie alle Ehepaare ohne Zunge. Wir gehen hinein, er stellt den Koffer mit den unverkauften Waren und den Mustern ab. Er stapelt die Schächtelchen ordentlich, zeigt die Bündel der Zehnerscheine. Viertausend in Zehnerbündeln, wow. Ich helfe ihm, die Windjacke auszuziehen. Ich wärme ihm sein zweites Abendessen in der Funken sprühenden Mikrowelle auf. Warte zu lange und verbrenne mich am Teller. Wir setzen uns an den Tisch. Wir schauen uns an und plaudern, alles in Gänsefüßchen, denn für mich ist das kein Sichanschauen, auch kein Plaudern. Nach einer Weile geht er hinaus, er sagt, er muss draußen pissen, wer kann schon drinnen pissen. Er ist frisch-



luftsüchtig, ich weiß nicht, was er mit dem Scheißhimmel hat. Er liebt ihn, wenn er blau ist, und ist glücklich, wenn keine Wolken da sind. Mir ist es egal, ob ich im Freien bin oder eingesperrt in einer Truhe. Endlich leert das Baby mir die rechte und die linke Brust. Mein Mann sieht sich Zeichentrickfilmchen an, um den Kopf leer zu bekommen. Ich will ihn streicheln, und er beklagt sich, weil ich ihn beim Gähnen unterbrochen habe. Dann löschen wir eines nach dem anderen die Lichter in unserer noch immer nach Kuhfell müffelnden Hütte. Ich war gerade bei einem Masturbiermarathon, als wieder das Achch, Achch kam und ich die Konzentration verlor, Achch. Ich ging mir das Gesicht nass machen und ertappte ihn, ebenfalls erhitzt. Wir warfen uns gerade mal einen Blick zu, und dann ging jeder wieder dem Seinen nach.

BEI MEINER LETZTEN ERINNERUNG an die Schwangerschaft ist es Weihnachten, die ganze Familie meines Mannes, aus noch verloreneren Käffern wie diesem gekommen, ist da. Mir drehte sich der Magen um, mein Baby bewegte sich weit schneller als normal, die Leute kreuzten die Finger, sie wollten nicht gehen müssen, ohne den Truthahn mit Äpfeln fertig gegessen zu haben. Ich saß im Wohnzimmer vor dem Feuer und kann mich nicht erinnern, etwas Seltsames getan zu haben, das meine Verzweiflung verriet. Schon seit einer Weile hielt ich mich, wie ich dachte, in einem prekären, zunehmend schlingenden Gleichgewicht, als ich plötzlich an den Tisch

kommen und etwas Kühles trinken sollte. Ich weiß nicht, in welchem Augenblick sich die Todessehnsucht davon bedroht sieht, den Hintern auf einen Stuhl zu setzen und Wasser zu trinken. Danke, Großmama, bitte keine Umstände; trotzdem haben sie mich auf den Stuhl gesetzt, trotzdem haben sie mir ein Glas mit frischem Wässerchen gebracht. Diese Menschen in meinem Umkreis bringen mich noch zum Ausrasten. Ich hätte gern Egon Schiele, Lucian Freud und Francis Bacon als Nachbarn, dann könnte mein Kind aufwachsen und sich intellektuell entwickeln und sehen, dass die Welt, auf die ich es gebracht habe, interessanter ist, als die Dachluken zu öffnen, aus denen nichts zu sehen ist. Kaum haben sich alle anderen in die Zimmer verzogen, um das Völlegefühl abzubauen, höre ich, wie mein Schwiegervater mit seinem neuen grünen Traktor den Rasen unter dem Schnee mäht, und denke, ich könnte, um eine Minute mit Glenn Gould allein zu sein, meine ganze Familie lynchen. Später sah ich ihn an seinem Schreibtisch sitzen und die Supermarktbelege vom letzten Monat kontrollieren. Er überprüfte den Preis von jedem Produkt und verifizierte mit dem Taschenrechner, ob die Rechnungen korrekt waren. Als er seine Ergebnisse in das Heft für die monatlichen Ausgaben übertragen hatte, brauchte er die Nachttischlampe nicht mehr. Wir aßen wieder alle zusammen zu Abend, ich erinnere mich jetzt, im Gegenlicht das müde Bild eines gewöhnlichen Mannes, der sich für außergewöhnlich hielt, gesehen zu haben; dann säuberte er seine Zahnprothese und ging zu Bett. Ist das ein gelebter Tag? Ist das ein Menschenwesen, das einen Tag seines Lebens lebt? In seinem Zimmer hat er ein Gewehr und etliche Patronen auf dem Nachttisch: Für mich ist klar, ich lass mich nicht im Bett töten. Höre ich Geräusche,

lade ich das Gewehr und gehe runter. Und wenn sie auf bösar-  
tig machen, schieße ich. Auf die Füße, sagte er und saugte die  
Spucke ein, die sich immer in seinem Mund staute. Meine  
Schwiegermutter hatte mich den ganzen Tag mit besorgter  
Miene beobachtet. Sie wusste nicht mehr, was sie sonst noch  
für mich tun konnte, als sie frühmorgens an meine Tür klopfte  
und schüchtern mit einem weiteren Glas Wasser und einer  
kleinen grünweißen Tablette hereinkam. Danke, sagte ich und  
warf das Ding, kaum dass sie wieder draußen war, ins Feuer.  
Ich mag die Nebenwirkungen nicht. Ich mag die Antidepres-  
sion nicht. Das Einzige, was ich in solchen Fällen tun konnte,  
war, meinen Bauch zu umarmen und abzuwarten. Das Baby  
schief da drinnen, in mein Gedärm gewickelt, nicht zu mir ge-  
hörig. An solchen Tagen war es mir auch keine Hilfe. Kaum  
war das Ritual der erhobenen Gläser und der guten Wünsche  
vollbracht, versuchte ich mich dem Blick meines Mannes zu  
entziehen, der bereits auf der Terrasse Darts warf. Immer  
wenn ein Wurf danebenging, rief er Uuuh! Nachdem ich  
durch das Wohnzimmer mit all den Geschenkpapieren,  
Schleifen und Löffelchen gegangen war, näherte ich mich dem  
Stapel Wäsche für das Ungeborene, schaffte es aber nicht, ir-  
gendwas zu ordnen. Stattdessen ging ich, erschöpft von den  
Wehen, zum Wald. Jetzt kehrt der Schmerz zurück, fällt mich  
an wie ein Hund. Die Fragen dieser Weihnacht durchzucken  
mich stärker als das euphorische Geballer der Jäger. Hast du  
dir Jobanzeigen angeguckt? Wollt ihr das Kind in die Krippe  
geben? Könnt ihr die Steuern zahlen? Und die Krankenversi-  
cherung? Braucht ihr Hilfe? Jetzt bin ich da. Nur in Notfällen  
gehe ich nachts hier runter. Wie kann mein Schwiegervater  
den Heiligabend damit verbringen, Rechnungen zu prüfen,

und unterm Kopfkissen ein Gewehr haben. Wie kann meine Schwiegermutter so leise sprechen, so kurze Schrittchen machen, so artig sein und einer werdenden Mutter Prozac anbieten? Wie können mein Schwiegervater und meine Schwiegermutter fünfzig Jahre lang mit denselben Betttüchern, Matratzen und Bettüberwürfen, zwischen denselben Tapeten schlafen. Mein Mann ließ die Darts liegen und ging mich in dem bewaldeten Terrain suchen. Ich gehe weiter und dringe in das Dickicht aus Stämmen und Ästen ein. Ich bin eine, mein Körper sind zwei. Zwischen Rauchschwaden sehe ich ein Grüppchen ausgegrenzter Zigeuner, die auf dem verschneiten Sumpfgelände in einem ähnlich prekären Wohnwagen wie dem unseren kampieren. Dort sehe ich sie auf dem knirschenden Frost rauchen und in einer anderen Sprache lachen. Morgen werden meine Schwiegereltern sich über die weggeworfenen Spritzen und Bierdosen ärgern. Ein Stück weiter gibt es Wabenstöcke von wilden Honigwespen und einen Weg, der zur Schnellstraße führt. Nach der Sintflut sprießen hier riesige Mengen von Pilzen, die ich jetzt verfaulen sehe. Das erste Wort meines Sohnes soll ein schönes Wort sein. Das ist mir wichtiger als seine Krankenversicherung. Wenn nicht, soll er gar nicht sprechen. Er soll Magnolie sagen, Erbarmen, nicht Mama oder Papa, nicht Wasser. Er soll Tagtraum sagen. Mein Mann entdeckte mich, als ich über eine Pfütze sprang. Ich schämte mich, sagte, es ginge mir bestens, und trottete zurück ins Heim.

DER ORT MEINER ERSTEN ERINNERUNG mit ausgeschlüpftem Baby ist die Galerie zu Hause. Die Nacht fällt ein, und der Niedergang beginnt, die Unruhe, ein Zustand der Verstörung. Ich habe Angst vor dem Schaden, den ich dem Neugeborenen zufügen könnte, deshalb bleibe ich im Korbstuhl sitzen, zähle die Glühwürmchen oder die Schreie irgendeines Tieres. Ich setze mich nicht an den Tisch mit den Resten vom Weihnachtsmahl, wenn man mich zum Essen ruft, auch nicht vor den Kamin, wo sich jetzt die Familie versammelt. Ich höre, wie die Gabeln in den Mund geschoben werden, ich höre sie schlucken, während ich den Kopf verliere, weiß aber nicht einmal, ob das stimmt. Keiner weiß es. Weder ich noch mein Mann, erst recht nicht ein Arzt. Meine Schwiegermutter ist süchtig nach Ärzten, ich muss nur niesen, schon will sie einen kommen lassen. Sie liebt die Ärzte, vergöttert sie. Ich glaube, sie wird nass, wenn sie Arzt sagt. Was glaubt sie denn, was so einer bei einer zerfressenen Bauchspeicheldrüse ausrichten kann. Mein Kopf verflacht, verliert sich am Ufer. Wenn ich mich dazu herablasse runterzugehen, wird das Essen kalt auf dem Spültisch stehen, dazu ein handgeschriebener Zettel: Iss ordentlich, ich liebe dich. Am Ende der Nacht hat sich so viel Wut in mir angestaut, dass ich bis zum Herzstillstand trinken könnte. Das sage ich mir, ist aber nicht die Wahrheit. Ich könnte nicht mal eine halbe Flasche leeren. So sind meine Tage, eine andauernde Blockade. Ein langsames Verderben.

Jetzt serviert meine Schwiegermutter den Nachtsch, der Löffel kratzt am Boden der Schüssel. Birnen in Cognac oder mit Schokolade. Diese Leute fragen schon nicht mehr, warum ich mich nicht zu ihnen setze. Warum ich nicht mehr das Bett noch den Tisch noch das Bad teile. Manchmal gehe ich raus und versetze der Luft Fußtritte, und selbst wenn ich bemerken würde, dass meine Schwiegereltern mich vom Fenster aus beobachten, ich würde weitermachen. Ich habe schon drei Glühwürmchen gezählt, es gibt sicher mehr. Von hier draußen nehme ich es wahr und geh deshalb nicht rein: Der Tod ist allgegenwärtig, im Feuer, im Teppich, in den Gardinen, im muffigen Geruch der Bauernmöbel und im Silberrandgeschirr. In der blumenlosen Vase. Die bei der Tür aufgehäuften Regenschirme dünsteten Tod aus. Ich lege mich so oft hin und stehe wieder auf, dass ich nicht weiß, wann das jeweils stattgefunden hat. Das Baby ist so klein, dass es zwischen den Laken verloren geht, ein winziger Fisch. Alle werden Schwarz tragen, selbst die Kinder. Diese Nacht macht mir Angst, ich würde Glenn Gould als Hintergrundmusik auflegen, aber meinen Mann macht klassische Musik schläfrig, die schafft mich, Liebling. Dass mein Schwiegervater im Schlaf gestorben ist, hat mein Los nur verschlimmert. Ich spüre diesen Himmel wie einen Samtvorhang, der mir die Sicht verwehrt. Tausendmal versuche ich, etwas zu sehen, und jedes Mal zieht er sich weiter zu. Und dann seine letzten Worte, bevor er zu Bett ging: »Mein Enkel wird in meine Fußstapfen steigen«, ein Satz von epischer Belanglosigkeit, der hilft mir auch nicht viel weiter. Vor seinem Grab stehend, sehe ich seine Zähne, ganz deutlich. Immer schmerzten sie ihn, oder er putzte sie mit einem Bürstchen, während er mit einem sprach. Einige wenige weinten

hinter uns. Andere fühlten sich verpflichtet, einen vernünftigen Abstand zur Grube einzuhalten. Schon erledigt. Er ist ein vergangener Mann. Aus. Wie ein Pferd in einem Dorf, wo keiner sich an den Hall seiner Hufe erinnert. Ich umarme meinen Kerl, während das Neugeborene die Gräber anlacht. Ich stelle mir meine Schwiegermutter vor, wie sie das Haus zum Lüften öffnet. Die Brillen wegwirft. Ihrem Liebsten an der Lehne des Schaukelstuhls nachschnüffelt, in dem er zu schlummern pflegte. Mein Schwiegermütterchen. Die von nun an in denselben Pfannen brät, in denen sie ihm seine Spiegeleier und den Haferbrei gemacht hat. Die unter den Nachbarn die Socken ihres Mannes verteilt, wer hat diese Schuhgröße. Während sie den Sarg hinunterlassen, sehe ich sie vom Bad zum Bett gehen, höre ihn sprechen, husten, schnarchen. Sein Nachthemd lässt seine bläulich dunklen Brustwarzen erkennen, die geschwollenen Knöchel. Meine Schwiegermutter mit der Hand vor dem Mund, die Bettpfanne ihres Mannes im Arm. Und dann meine Schwiegermutter in Zeitlupe, eine alte Frau in Aufregung, die eine Schiebetür öffnet oder eine Luke schließt. Sie erzählt der Familie, dass ihr Liebster, bevor er starb, ganz fest ihre Hand gepackt habe, der Arzt aber später sagte, das sei nur eine Reflexbewegung gewesen. Da fühlte ich mich ihr zum ersten Mal nah.

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)